

„... verbot er mir, vor dem alle Menschen sich

Erfahrungsbericht eines Christen aus der DDR-Zeit

Ein persönliches Vorwort: „Bedrängnisse“ - ein biblischer Ausdruck für Nöte, die Nachfolger Jesu zu jeder Zeit und allerorts durchleben können (Johannes 16,33). Die Formen sind verschieden, zeitlich begrenzt. Dem Thema entsprechend, weiß ich mich verpflichtet, auch meine Erinnerungen und Aufzeichnungen über die DDR-Zeit unter diesem Blickwinkel zu betrachten.

Mit Zurückhaltung komme ich der Bitte nach, einige Beispiele für empfundene Bedrängnisse zu schildern. Mögen diese Zeilen ermutigend sein für alle, die an Bedrängnisse erinnert werden oder sie erleben.



Wir lebten bereits drei Jahre in der „Ostzone“, als am 7. Oktober 1949 die Deutsche Demokratische Republik (DDR) gegründet wurde. Ich war damals elf Jahre alt. Im Sommer 1946 wurden wir als 5-köpfige Familie aus Bratislava (Pressburg), Slowakei, ausgewiesen. Meine Eltern erkannten auch auf diesem schweren Lebensweg göttliche Führung. Für sie war klar: Wohin unser Flüchtlingskonvoi auch gelangen werde, der Ort ist von Gott gewollt.

Dieser Blick wurde auch mir vermittelt. Aber es war oft nicht leicht, ihn auch zu behalten. Besonders dann, wenn ich gern in einem anderen Land gelebt hätte, war dieser Standpunkt angefochten.

Meine Grundschuljahre verliefen unauffällig. Anders jedoch wurde es, als ich nach acht Grundschulklassen zur „erweiterten Oberschule“ zugelassen wurde. Mein christliches Elternhaus blieb nicht unbemerkt. Damit gehörte ich automatisch zu der angefeindeten Gruppe der „Jungen Gemeinde“. Nur ungern erinnere ich mich an die wiederkehrenden Vorladungen zur Schuldirektion, um u.a. meine Nichtmitgliedschaft zur „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ)

zu klären. Wenn ich schon kein Mitglied in der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ war, mit dem Eintritt in die FDJ sollte dieser Sachverhalt korrigiert werden. Unmissverständlich wurde ich darüber informiert, dass höhere Schulbildung nur denen zustand, die auch staatlicherseits förderungswürdig waren. Da ich kein Mitglied in der FDJ wurde, darf es nicht verwundern, dass sich fortan auch keine Tür zu einem Hochschulstudium für mich öffnete.

Unvergessen bleibt mir ein Erlebnis mit dem Evangelisten S. In einem städtischen Raum verkündigte er vor Scharen von Menschen vollmächtig das Evangelium. Menschen kamen zum Glauben. Doch als er eines Tages darauf hinwies, dass niemand, außer Jesus - „auch Stalin nicht“ - zu helfen vermag, wurde er abgeholt, zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, wo er auch starb. Ein Christ - ein Märtyrer?!

Ich durfte zur Medizinischen Fachschule. Auf dem Weg sogenannter „Erwachsenenqualifikationen“ wurden berufliche Weiterbildungen möglich. Operationspfleger, Anästhesie, Bibelschule, Medizinischer Lehrer, hauptberuflicher Mitarbeiter im geistlichen Dienst, sind Stationen.

Im Krankenhaus konnte ich mit manchen Patienten beten. Doch „irgendjemand“ merkte das. Die folgenden Gespräche forderten, die „christliche Propaganda“ zu unterlassen. Nun, „christliche Propaganda“ war ja auch gar nicht mein Auftrag. Gebetet aber habe ich weiter, auch mit Patienten.

Später konnte ich, auf Grund der Fürsprache beim „Rat des Bezirkes“ R., Medizinischer Lehrer in W. werden. Als „Erzieher“ war man eigentlich verpflichtet, den „Facharbeiternachwuchs“ (= examinierte Krankenschwester/-pfleger) sozialistisch auszubilden. In rechen-schaftsfordernden Gesprächen versicherte ich, die Absolventen der Medizinischen Fachschule zu fachlich qualifizierten Krankenschwestern auszubilden. Anderes vermochte ich nicht. Dass ich aber im Unterricht den Schwesternberuf auch mit dem biblischen Bild des Samariterdienstes in Verbindung brachte, war wieder anstößig. Wie gespannt lauschten jene 40 Schülerinnen meinem Unterricht, in dem ich den ihnen unbekanntem Bibelbericht auslegte.

Allerdings: Vergessen kann ich auch nicht mehr die am 16. April 1966 folgende Auseinandersetzung mit Herrn G., weil eine Anzeige deswegen gegen mich vorlag. An einem Wahlsonntag sollte ich als „Erzieher“ am Ehrentisch Platz nehmen. Im Gespräch mit Herrn B. versuchte ich zu erklären, dass dieser Platz für ihn als Genossen wohl angemessener sei. Mein Platz am Sonntag sei in der „Kirche“, wie er ja auch wisse. Aber selbst wenn wir unsere Plätze einmal tauschen



„von dem zu reden, h zu verantworten hätten“



nun auch dem Polizisten, z.B. das Gebot „Du sollst nicht begehren“. Bald aber unterbrach er mich. Eine solche genaue Information sei nicht gefordert. Doch die Wirkung war so sichtbar, dass ich den Genehmigungsstempel sofort erhielt und den Raum wieder verlassen sollte.

Viele Tagebucheintragen finde ich über die Begegnungen mit Herrn S., Rat des Kreises, Abt. Inneres. Unvergesslich sind mir die wiederkehrenden Vorladungen, besonders veranlasst durch unsere Kinder- und Jugendbibelwochen. Unter keinen Umständen sollten diese fortgeführt werden können. So erreichte uns z.B. kurz vor der Anreise der ersten Gruppe am 16. Mai 1969 die Mitteilung, dass die Kinderwochen nicht genehmigt seien. Da die Unterbringung Minderjähriger nur in Gemeinschaftsräumen erlaubt war, versuchte man eben diese Räume zu sperren. Unterschiedliche Gründe fand man dafür: Persönliche Vorwürfe, wohnraumbehördliche Beschlagnahme, Sperrung durch die Hygiene, neue Durchführungsaufgaben u.a.m. Harte Gesprächsverhandlungen wollten uns müde werden lassen. Doch immer wieder neu gab es auch Ermutigungen und geöffnete Türen zum Weiterarbeiten. Im Blick auf die Versorgung z.B. hat manche Verkäuferin uns heimlich knappe Lebensmittel bereithalten. In einem Jahr widerrief die von uns eingeschaltete Bezirkshygiene den Sperrungsentscheid der Kreishygiene. Im Vergleich zur Hygiene auf den staatlichen Zeltplätzen war dieses Verbot völlig unberechtigt.

würden, bliebe mein Predigt-auftrag unerledigt, denn predigen könne er doch nicht. - Was mag in meiner Kaderakte diesbezüglich stehen?

Gottesdienstliche Veranstaltungen außerhalb „kirchlicher Räume“ waren bei der Volkspolizei anzumelden. In den siebziger Jahren waren diese Vorschriften besonders streng. Da wir an mehreren Orten Stubenversammlungen durchführten, mussten wir den Behörden stets Tag, Zeit, Ort, Anschrift, Art der Veranstaltung, Thema, Referent, Veranstalter, Verantwortlicher, zu erwartende Personenanzahl mitteilen. Ausländische Gäste durften allenfalls ein Grußwort sagen. Da mein Name für „Verantwortlicher“ stand, wurde ich angemahnt, wenn ein Gruß den Behörden zu lang war.



Besonders kritisch stellte sich die Frage der Anmeldung von „Bibelwochen“. Bibelwochen waren Schulungstage. Sieben Tage durften sie nicht überschreiten. Freizeitgestaltung war untersagt, da diese ausschließlich den sozialistischen Jugendbewegungen oblag. In W. führten wir seit 1967 jährlich etwa sechs solcher Schulungswochen durch. Unvergesslich bleibt mir eine Vorladung, in der ich die Ausfahrt zum nahegelegenen Ostseestrand zu begründen hatte. Mit einiger Mühe gelang es mir, bei den Behörden eine Akzeptanz für den „Pausensport am Strand“ zu erreichen.

Eine Bibelwochenanmeldung bleibt mir in besonderer Erinnerung: Das Thema bezog sich auf die Zehn Gebote und lautete: „Gott gebietet, wie wir leben sollen“. So erklärte ich





Doch Anfang Juli 1969 erreichte uns erneut eine Aufforderung zum Gespräch. Viel Gebet und Fürbitte begleiteten mich zu dieser Aussprache. Dass es die letzte Begegnung mit Herrn S. werden würde, ahnte niemand von uns. Mit Beklemmung, doch unmissverständlich äußerte ich mein Vorhaben, nun den ganzen Sachverhalt an die übergeordnete Dienststelle, an den Rat des Bezirkes, Abt. Inneres, weiterzuleiten. Ich zeigte meinen Unwillen über alle unrechtmäßigen Anschuldigungen. Dabei wies ich auch auf den einen Herrn hin, vor dem nicht nur wir Christen, sondern jeder Mensch, auch er, sich zu verantworten haben werde. Zusammenzuckend, doch dann aufspringend, schlug Herr. S. mit der Faust auf den Tisch. Mit lauter Stimme verbot er mir, in seinen Diensträumen, „von dem zu reden, vor dem alle Menschen sich zu verantworten hätten“. Aber nun wolle er mit mir wieder „Frieden schließen“. Wenige Tage danach wurde er von seinem Dienst suspendiert. Warum? - Kurze Zeit später erlag er etwa 45-jährig einem Herzinfarkt. - Die nachfolgenden Jahre der Bibelwochenarbeit verliefen in ruhigen Bahnen.

Manche Gesprächsanlässe ergaben sich auch auf Grund der Nichtzugehörigkeit unserer Kinder zu den Pionieren und der Nichtteilnahme an der Jugendweihe. Ein Besuch der Lehrerin W. hatte diesen Grund. Das „Problem“ war sehr bald besprochen. Aber als wir in ihrer Gegenwart für die Kinder und ihren Lehrerberuf beteten, rollten ihre Tränen. Solches Christsein hatte sie noch nicht kennengelernt. Komplizierter war der Besuch dreier Herren vom kreisstaatlichen Amt. Sie wollten mit mir über die Jugendweihe sprechen. Wie sie wüssten, würde ich in den Gemeinden von einer Teilnahme abraten. Ihrem Rat nach, sollte ich



doch „toleranter“ darin werden, denn andere „kirchlichen Leiter“ stünden positiv zu ihr ... Es war keine leichte Unterredung. Doch meine Begründung, wie schizophoren mir solche Erziehung erscheint, die gottgläubige Kinder an einer gottleugnenden Jugendweihe teilnehmen lässt, wollten sie respektieren.

Unvergessen bleibt mir ein gepflegter, gutaussehender Herr. Auffallend oft beobachtete er uns und das Gemeindegelände. Doch spätestens an jenem Tag war für mich sein Auftrag ganz geklärt, als er auch mich zur Mitarbeit „an der gemeinsamen Sache guter Erziehung“ zu werben versuchte. Meine Antwort hinterließ solche Wirkung, dass jegliches Werbebemühen unterblieb. Allerdings: Nach unserem Umzug 1981 von W. nach R. traf ich diesen Herrn in der Nähe unserer neuen Wohnung wieder. Auf meine Frage, ob er wohl unsertwegen auch umziehen musste, antwortete er nicht. Wer danach uns zu beobachten hatte, wissen wir nicht. Ihn jedenfalls trafen wir nicht mehr.

Schwerer zu verarbeiten sind Erfahrungen anderer Be-

spitzelungen. Z.B. war ich stets sprachlos, wenn Behörden Teile meiner Auslandspredigten zitierten. So wussten gewisse Dienststellen viele Einzelheiten über meine Reisen nach Rumänien, Ungarn, CSSR, und besonders Österreich oder die Schweiz. Noch beeindruckter war ich, als man mir Aussagen vorhielt, die ich nur telefonisch geäußert hatte. Das gab mir zusätzliche Erklärungen für manches undefinierbare Klicken beim Telefonieren.

Ein besonderes Erlebnis war, als zwei Glaubensbrüder aus einer Gemeinde ein „seelsorgerliches Gespräch“ wünschten. Noch vor der Wende baten sie um jene Begegnung. Von einander nichts wissend, offenbarten sie mir ihren Auftrag: Sie hatten mich zu beobachten und alles, was sie über mich in Erfahrung bringen konnten, an „Stasi-Personen“ weiterzuleiten. Ich half jenen Brüdern aus ihrer „Judasarbeit“ wieder heraus. Aber wie sehr zwischenmenschliche Beziehungen zu Vertrauenspersonen ausgenutzt wurden, bleibt bedrückend!

Der Antrag auf Einsicht in meine „Stasiakte“ ergab: Die (vermutlich schwerwiegende) Akte aus dem Kreis W. ist nicht auffindbar. Eine zweite Akte, seit dem 30. August 1981 geführt, offenbart Eintragungen, die gewissenhafte Beobachtungen bestätigen.

Die Zeit der DDR, mit den Formen ihrer Bedrängnisse, ist vorbei. Aber welche Art von Bedrängnissen erleben wir Christen gegenwärtig? Wird es uns gelingen, in Bedrängnissen standhaft zu bleiben, auch wenn sie zunehmen?

Michael Zimmermann

